

MARKUS ORTHS
Catalina

Buch

Im April 1585 wird an einem strahlend blauen Sonnenregentag in San Sebastián im Baskenland Catalina de Erauso als sechstes und letztes Kind von María Pérez de Galarraga y Arce geboren. Mit Hilfe ihres zehnjährigen Sohns Miguel entbindet María Perez ihr Kind an einem einsamen Strand. Miguel entwickelt eine innige Beziehung zu seiner jüngsten Schwester Catalina und übernimmt deren Pflege und Betreuung bis zu dem Tag, an dem er in die Neue Welt fährt, um die Geschäfte in den Silberminen seines Vaters in West-Indien zu leiten.

Als Miguel die Familie für immer verlässt, hat Catalina nur noch einen Wunsch: ihm hinterherzufahren! Sie zieht sich in ein Kloster zurück, um dort in aller Abgeschlossenheit ihre Flucht in die Neue Welt vorzubereiten. Mit sechzehn Jahren bricht sie aus dem Kloster aus, und in einer dunklen Höhle findet eine ungeheuerliche Verwandlung statt: Aus dem unscheinbaren frommen Mädchen in Ordenstracht wird ein verschüchterter junger Mann namens Francisco Loyola, der sich mit allerlei Arbeiten Geld für die Überfahrt nach West-Indien verdient. Doch die Reise von San Sebastián nach Neuspanien, Chile und Peru macht aus dem jungen Francisco einen gefürchteten Schergen, der verzweifelt auf der Suche nach seinem Bruder Miguel und zugleich auf der Suche nach sich selbst ist...

Autor

Markus Orths, 1969 in Viersen geboren, studierte Philosophie, Romanistik und Englisch in Freiburg. Seine Erzählungen wurden mit dem Moerser Literaturpreis ausgezeichnet, und er gewann den Open Mike, einen der wichtigsten Wettbewerbe für junge Schriftsteller. Für den Roman »Corpus« wurde ihm der Marburger Literaturpreis verliehen. Neben zahlreichen Stipendien, u. a. des Literarischen Colloquiums Berlin, erhielt er zuletzt den Förderpreis des Landes NRW und den Limburg-Preis. Seine schwarze Satire »Lehrerzimmer« wurde 2003 zum Bestseller, der Roman »Catalina« bereits in sechs Sprachen übersetzt. Markus Orths lebt in Karlsruhe.

Markus Orths

Catalina

Roman

GOLDMANN

Umwelthinweis:

Alle bedruckten Materialien dieses Taschenbuches
sind chlorfrei und umweltschonend.

1. Auflage

Taschenbuchausgabe Oktober 2006

Copyright © der Originalausgabe 2005 by Schöffling & Co.

Verlagsbuchhandlung GmbH, Frankfurt am Main.

Umschlaggestaltung: Design Team München

Umschlagfoto: Corbis/Listri

KC · Herstellung: Str.

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN-10: 3-442-46159-6

ISBN-13: 978-3-442-46159-2

www.goldmann-verlag.de

Inhalt

Prolog 7

I

Verluste 13

Der Sonnenregentag 27

Blut an der Wand 45

Ein gelungener und ein verpasster Ausbruch 58

Die Höhle Ekain 69

Juan Bautista de Arteaga 79

Zweite Taufe 90

Vom guten und vom schlechten Spielen 105

Angst, Erleichterung, Entsetzen 121

Der Steinwurf von Sevilla 132

II

Der Aerosolnebel 141

Sprachkrank 154

Salve 164

Neue Welt 173

Männer oder Frauen 182

Erstes Töten 189

Im Berg von Potosí 201

Die Umarmung 213

Ein Rausch 218

III

Das Ende von vielem	233
Die Leutnantnonne	244
In der Finsternis	255
Anders sterben mögen	262
Eine Feder	269
Der Ritt nach Huamanga	276
Tod durch den Strang	283
Das Diktat	292
Römische Entscheidung	299
Epilog	309

Prolog

Die Stadt San Sebastián am Golf von Biscaya brachte eine Reihe von Menschen hervor, die beinah in die Geschichtsbücher eingegangen wären. Zum Beispiel Manuel Pessoa, ein Walfänger, der eigentlich und in Wahrheit Amerika entdeckte, weil er schon 1397, als die Wal- und Kabeljaugründe vor der baskischen Küste leer gefischt waren, mit seinem Boot nach Island fuhr und von Island weitere 1700 Meilen südwestwärts. Dort betrat er als erster Europäer die Küste Neufundlands und somit im Prinzip Nordamerika, was ihn aber nicht so sehr interessierte wie die Baskischen Wale, die vor dieser Küste schwammen, und zwar in Hülle und Fülle, ahnungslos, friedlich, bereit zum Abschlachten. Pessoa, ein gewiefter Fischer, hütete sich, seinen Kollegen auch nur ein Sterbenswörtchen von dem, was er entdeckt hatte, zu verraten, denn was war schon der zweifelhafte, nichts einbringende Ruhm eines Entdeckers gegenüber dem geheimen Wissen um unangetastete Walfischgründe? Er schiffte lieber Jahr für Jahr wahre Walfleischberge nach San Sebastián, verkochte Tonnen von Blubber zu kostbarem Tran, haute haufenweise Knochen und Zähne aus den Walgerippen und wurde auf diese Weise statt berühmter nur immer reicher. Ihm genügte vollkommen, seinen eigenen Kindern von der Entdeckung eines Landes zu erzählen, das nicht sein durfte, wo es sich befand, da alle Karten, die man damals besaß, an

dieser Stelle weiß waren wie der Schaum von Meereswellen. Oder wie der Dampf von kochendem Wasser: Der nämlich wurde für den baskischen Ingenieur Blasco de Garay zu einer derart fixen Idee, dass er im Jahr 1543 voll Überzeugung zum damaligen Herrscher nach Valladolid aufbrach, um ihm von dem zu berichten, woran er mit Besessenheit glaubte. Die Idee bestand darin, ein Schiff von einem Rad fortbewegen zu lassen, und das Rad sollte angetrieben werden von der bloßen Dampfkraft des Wassers. Blasco de Garay geriet jedoch an den Sohn Philipps des Schönen und Johannas der Wahnsinnigen, an Karl den Ersten, an einen kaiserlichen König also, der es fertig brachte, in der Alhambra einen Flügel des göttlichen Nasridenpalastes abreißen und durch einen hässlichen Steinklotz ersetzen zu lassen, was für den Betrachter den Eindruck erweckt, eine Kuh hätte ihren Fladen in eine Sommerwiese gepflanzt. Karl hatte kein Verständnis für die Idee des Ingenieurs, doch Blasco de Garay ließ sich nicht beirren und trieb aus privaten Quellen Geld auf, um seine Pläne zu verwirklichen, was ihm erst viele Jahre später gelang, als er schon in einem Alter war, in dem der Kopf ein wenig nachlässt, sodass er wohl einige Endberechnungen falsch tätigte, weshalb das erste Dampfschiff der Menschheit statt durchs Wasser zu fahren in die Luft flog und anschließend mitsamt der Idee für lange Zeit in den Fluten versank. Das geschah in Sichtweite des Hafens, von dem 1588 ein Mann namens Miguel de Oquendo y Dominguez de Segura aufbrach, um die unbesiegbare spanische Armada nach England zu begleiten: Ein außerordentlicher Mann war das, der es vom einfachen Schafhirten zum Schiffsbaumeister und schließlich sogar zum Kommandanten der *Santa Ana* gebracht hatte – eines der besten Schiffe seiner Zeit. Oquendo wurde nicht nur leuch-

tendes Beispiel und Symbol dafür, wie weit man kommen kann, wenn man etwas wirklich will, sondern auch Initiator des geflügelten Worts »Vom Schafhirten zum Kommandanten«, das sich als stehender Ausdruck etablierte und vom Baskenland in die Neuen Kolonien kam, wo es vier Jahrhunderte später in leicht abgewandelter Form immer noch die Runde macht. Doch Oquendo hatte das historische Pech, die unbesiegbare Armada gerade auf dem Feldzug zu begleiten, auf dem sie ihr Beiwort verlor, und nachdem der zerstückelte Rest der Flotte von den englischen Kanonieren gedemütigt und geschlagen zurückkehrte und auch die *Santa Ana* als halbes Wrack in San Sebastián einlief, starb Oquendo völlig entkräftet nach wenigen Tagen an Land. Fünf Straßen weiter stand ein Haus, und dieses Haus hieß *Der Wal*. Man muss wissen: Jedes baskische Haus wurde damals getauft, denn für die Basken existierte nur etwas, das einen Namen hatte. Und im *Wal* wurde Catalina de Erauso zwar nicht geboren, aber immerhin gezeugt.

I

Verluste

Catalinas Mutter, María Pérez de Galarraga y Arce, war eine Frau mit Tiefe. Man hätte meinen können, diese Tiefe zeige sich in ihrer enormen Frömmigkeit und Glaubenskraft. An den Sonntagen blieb sie länger als nötig in der Kirche, freitags aß sie fast nichts, und wenn doch, höchstens Linsen oder Stockfisch. Sie besuchte schon als junge Frau die Rosenkranzgebete im Kloster *San Sebastián el Antiguo*, ging für die Kreuzwegandacht zu den Franziskanern, für die Herz-Jesu-Verehrung ins Jesuitenkonvent und zum Feiern der Nährvater-Christi-Bräuche zu den Karmeliten. Zweimal war sie bereits zum Grab des Heiligen Jakob gepilgert, und überhaupt schlug ihr Herz für die Heiligen: Sie hatte alle möglichen Heiligenbildchen gesammelt und war nun im Besitz von achtzehn Heiligen, alphabetisch sortiert, Agatha (gegen Vulkanausbrüche), Augustinus (gegen Verluste aller Art), Blasius (gegen Halserkrankungen), Florian (gegen Feuersbrünste), sowie zwölf Abbildungen der obersten Heiligen, der Mutter Gottes, deren sämtliche Namen María Pérez de Galarraga y Arce kannte, und so, wenn sie ein Anliegen hatte, nicht nur zur *Virgen de la Esperanza* beten konnte, sondern auch zur *Virgen de la Soledad*, *de los Dolores*, *de los Remedios*, *de la Misericordia*, *de los Desamparados*, *de las Maravillas* und zu *Nuestra Señora del Rosal*. Hätte man aber einen Blick in ihr Tagebuch geworfen, so hätte man feststel-

len können, dass in jener Tiefe etwas ganz anderes lag, etwas, das darauf wartete, endlich hinauszudürfen, und als María Pérez de Galarraga y Arce am 14. Februar 1572 im Alter von zwanzig Jahren ihren so klangreichen Namen verlor, weil sie den baskischen Geschäftsmann Miguel de Erauso heiratete, da war ihr den ganzen Tag über, als kletterte dieses tief in ihr sitzende Gefühl den Bauch hinauf bis hoch zum Hals. Nach der Hochzeit betrat María zum ersten Mal das Haus, das ihr Mann für sie gekauft hatte. Miguel nannte es *Der Wal*, in Erinnerung an den Großvater des Großvaters des Großvaters von María Pérez de Galarraga y Arce, denn das war niemand anderes als Manuel Pessoa, jener Entdecker Amerikas, von dem Mariás Großmutter ihrer Enkelin immer noch erzählte. *Der Wal* war ein Stadthaus mitten in San Sebastián, nahe der Kirche. Es besaß einen kleinen Patio, die ebenerdigen Alkoven waren dunkel, und Miguel führte María gleich in die obere Etage. Von einer Galerie aus konnte man in den Innenhof sehen. Inès hielt María ein Tablett hin mit einer Tasse Schokolade und einem Haufen voll *bucaros*, aromatische Tonerde aus West-Indien. María trank die Schokolade und aß die Erdplätzchen. Dann schickte Miguel Inès hinab und führte María durch die beiden Salons. Im ersten war der Boden gekachelte, Teppiche hingen an den Wänden, Spiegel und kleine Bilder. Der zweite war durch eine Holzwand geteilt: Auf der einen Seite hatte man für die Frauen eine Estrade mit Taft bespannt und jede Menge Kissen gelegt, auf der anderen Seite standen für die Männer Stühle und Hocker bereit. María Pérez trat auf den schmiedeeisernen Balkon, dessen Ecken mit Messingkugeln geschmückt waren. Sie lehnte sich nach vorn und versuchte das Meer zu hören, aber alles, was sie vernahm, war das klatschende Geräusch, das die

Nachbarn machten, wenn sie ihre Nachttöpfe auf die Straße leerten. María ging ins Schlafzimmer. Dort brannten Räucherstäbchen, und an den Wänden hingen ihre Heiligenbilder. Sie hatte Miguel gebeten, die Bilder im Haus aufzuhängen, *im Haus*, hatte sie gesagt, nicht *im Schlafzimmer*. María Pérez sammelte ihre Heiligenbilder ein, verließ das Schlafzimmer, legte die Bilder in den Salon, kehrte zu Miguel zurück, schloss die Tür, ließ die Behänge an den kleinen, vergitterten Fenstern hinab, die nicht mit Glas, sondern mit geöltem Pergament besetzt waren, zog ihr Hochzeitskleid aus, samt Reifrock – der *guardainfante* sollte erst 1639 per Dekret als »hurenmäßig« verboten werden –, kniete sich vor Miguel de Erauso, knöpfte dessen Hose auf und schob sein Geschlecht in ihren Mund. Sie wusste nicht genau, wie man es anstellte, lüstern zu schauen, aber sie gab ihr Bestes, sah hoch zu ihrem Mann, quetschte ihre Brüste zusammen, saugte, verwandelte die Zunge in einen Quirl, versuchte alles, was sie sich im Geheimen oft vorgestellt oder mit den anderen Mädchen durchgesprochen hatte, und fügte sich auf diese Weise mustergültig in den Rahmen der Zeit, in der sie lebte, denn die spanischen Menschen waren damals in einen regelrechten Begattungstaumel gefallen und besprangen sich wie die Wahnsinnigen, nein, nicht wie die Wahnsinnigen, im Gegenteil, viel eher, als sähen sie plötzlich ihre eigene Zukunft klar vor Augen, als wüssten sie Bescheid über die Pestepidemien, die in den nächsten Jahrzehnten durchs Land wüten würden, und als gälte es, zuvor für eine ausreichende Bevölkerungsmenge zu sorgen, damit dem Tod genügend Material zur Verfügung stünde: Es vögelten die *grandes*, Fürsten, Markisen und Grafen, die im Beisein der Königin die Kopfbedeckung aufbehalten durften, es vögelten die *caballeros*

der Ritterorden von *Alcántara*, *Montesa*, *Calatrava* und *Santiago*, es vögelten die verarmten *hidalgos*, die wegen ihrer Verdienste bei der *reconquista* geadelt worden waren, es vögelten die Bürger in den Städten, die Handwerker und Kaufleute, die Soldaten, die zahllosen Dichter und Studenten, die Bauern, die den größten Teil der Steuern zahlen mussten, die Hirten und Baumfäller, die Erzarbeiter und Schmiede, die Vaganten und Bettler, Kesselflicker, Ausrufer und Maultiertreiber, die Krämer, Hausierer und Invaliden, die Lastträger und Marionettenspieler, die Schankwirte, Garköche, Büttner und Scharfrichter, die Zuhälter, Kuppler und Falschspieler, die Mauren, Zigeuner und Sklaven. Allen voran vögelte der als Asket geltende König Philipp der Zweite. Tagsüber brütete er über seinen Akten und verschob wichtige Entscheidungen auf den nächsten Tag, aber sobald die Sonne untergegangen war, wandelte er sich in einen regelrechten Thronfolgefanatiker. Er schickte seine Cousine Maria von Portugal in den Tod durch Gebären, bestieg vier Jahre lang – freilich fruchtlos – seine zweite Frau, Mary Tudor von England; er besprang mit wachsender Begeisterung die anfangs fünfzehnjährige Elisabeth von Valois, die ihm zwei nutzlose Töchter schenkte und starb, als die Ärzte die dritte Schwangerschaft übersahen; und schließlich begattete er Anna von Österreich fünf Mal erfolgreich, wobei vier Kinder das Licht der Welt nur kurz erblickten, während das fünfte endlich über beide zum Herrschen nötigen Qualitäten verfügte: Es blieb am Leben und war ein Junge. Die Menschen trieben es, wann und wo es ging, auf den Zollstationen und in den Wirtshäusern, am Hof und in der Gosse, im Madrider Alcázar und im Triana-Viertel von Sevilla, am Mittelmeer und am Atlantik, in den Sierras und den Pyrenäen, auf den riesigen Weideflächen

der Extremadura und in den Erzbergwerken Navarras, in den Olivenhainen Andalusiens und den Wäldern des Ostens. Und wenn es nicht auf Anhieb klappen wollte, aß man Lauchsuppe und rotes Fleisch, das als heiß galt und den Geschlechtstrieb anfachen sollte, man schluckte alle möglichen Pülverchen, aß zerstoßenes Walelfenbein oder trank das Blut von geschlachteten Ziegen, sodass die Bevölkerungszahl des Landes sich innerhalb eines einzigen Jahrhunderts verdoppelte. Spaniens Luft war also gleichsam samengeschwängert, und aus den Pergamentfenstern drangen die Brunft- und Lustschreie der Nachbarn, als María Pérez ihren Mann bestieg und sich das harte Geschlecht wie ein Messer in den Unterleib ramnte, sodass Miguels Hoden auf der Stelle rot wurden. María schrie nicht, sie war ganz konzentriert, während die beiden sich unaufhaltsam dem Ende näherten. Auch Miguel war zunächst ganz versunken in das, was geschah, ehe er plötzlich begriff, dass er dabei war zu zeugen, zu *erzeugen*, und da rief er in einem letzten Aufschwung und kurz bevor sich der Knoten in ihm löste: »Wie soll er heißen?« María achtete nicht auf seinen Ruf, ihre Ohren waren ganz nach innen gekehrt, sie krallte ihrem Mann die Nägel in den Rücken und schrie: »Miguel!« Dann sanken sie zueinander in einer Lache aus Schweiß, Blut und Zeugungsflüssigkeiten. Miguel de Erauso strich seiner Frau durchs Haar und sagte: »Einverstanden.«

Ein halbes Jahr und etliche Begattungsversuche später hatte María Pérez immer noch nicht empfangen, was sie empfangen wollte. Dafür musste es einen nachvollziehbaren Grund geben. Ihre Frömmigkeit, die durch die ehelichen Orgien verschüttet worden war, erwachte nun mit doppelter

Kraft. María Pérez erinnerte sich an alle »Obszönitäten«, deren sie sich im Schlafzimmer »schuldig gemacht hatte«, wie es plötzlich in ihrem Tagebuch heißt. Sie sah ihre Schwangerschaftslosigkeit als Folge dieser »Sünden« an, die sie ein halbes Jahr lang immer nur als »Köstlichkeiten« bezeichnet hatte. So kam es, dass Miguel de Erauso in der Nacht plötzlich statt einer nackt auf ihn wartenden Ehefrau ein weißes Laken mit einem mittig platzierten Loch antraf, unter dem María Pérez lag und ihrem Mann eröffnete, dass sie den Geschlechtsverkehr endlich als das ansehen wolle, was er sei, nämlich ein für die Zeugung unabdingbarer Akt, dessen sündhafte Nebenprodukte wie das unmäßige Äußern von Lust sie fortan ablehnen werde. Als aber nach weiteren vier Monaten immer noch kein Ergebnis zu sehen war, wurde María Pérez von Tag zu Tag empfänglicher für die Ratschläge ihrer Großmutter Isabel, deren überkommener Glaube an alte baskische Gottfiguren in einen christlichen Aberglauben kanalisiert worden war, der nun bei María, die sich an jeden Strohalm klammerte, auf gedeihfähigen Boden fiel. Isabel trichterte ihrer Enkelin ein, dass die Aufnahme des Samens in den Mutterschoß nur notwendige, keinesfalls aber hinreichende Bedingung für das Empfangen des Kindes sei. Man müsse zusätzlich zum Geschlechtsverkehr noch die eine oder andere rituelle Maßnahme in die Wege leiten, um sich die Gunst Gottes zu sichern. Sie, Isabel, wisse, wovon sie spreche, sie habe schließlich dreizehn Kinder empfangen. Elf von ihnen seien zwar unterwegs verloren gegangen oder tot zur Welt gekommen, daher könne sie nicht viel zur Lebensspendung sagen, aber so manches zur Lebensempfangnis. María Pérez verbrachte nun die nächsten Wochen damit, den wilden Ratschlägen ihrer Großmutter zu folgen: Sie rieb ihren

Unterleib an verschiedenen alten Bäumen und Märtyrerstatuen, legte sich der Länge nach über ein Heiligengrab, trank literweise aus gesegneten Quellen, braute aus Grottenwasser und den Abschabungen von Statuen einen Teeverschnitt, den sie mit zusammengekniffenen Augen hinunterwürgte, betete zur Heiligen Margareta von Antiochia, zum Heiligen Nikolaus, zur Heiligen Ana und leckte täglich den Staub von allen möglichen Madonnenfiguren der benachbarten Kirchen. Sie war so verzweifelt, dass sie sogar die Strapazen einer Pilgerreise nach Gréoux-les-Bains zum Heiligtum *Notre Dame des Œufs* auf sich genommen hätte, mit zwei Eiern in der Hand: Eins davon hätte sie auf der Stelle gegessen, das andere vor Ort verscharrt und erst am 8. September wieder ausgegraben. Doch glücklicherweise blieb ihr diese Reise erspart, denn schließlich, tief im Oktober des Jahres 1574, fruchtete doch noch ein anderes großmütterliches Aberglaubemittel.

Das spielte sich ab auf dem Platz vor der Kirche, natürlich um Mitternacht. María wollte nichts falsch machen und folgte Punkt für Punkt den Anweisungen ihrer Großmutter. Sie hatte das Risiko eines Überfalls auf sich genommen und war in der Nacht durch die Straßen von San Sebastián gelaufen, ohne ihren Mann, der von alledem nichts wusste, ohne ihre Großmutter, die zu alt war, ohne Inès, die schon schlief, und ohne einen auf dem Markt gemieteten Begleiter zu ihrem Schutz. María Pérez legte ihre Hand auf die Verzierungen des Kirchenportals, betastete den eisernen Ring und das große Schlüsselloch auf Brusthöhe. Beim ersten Glockenschlag streckte sie den Zeigefinger ihrer rechten Hand aus und suchte mit der linken das Loch. Dann holte sie tief Luft und blickte ein letztes Mal nach oben, vergewisserte sich, dass der Mond nicht zu sehen war, der alles verderben konnte, aber

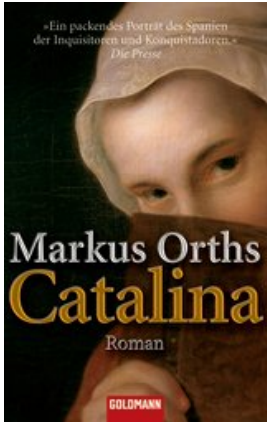
die Wolken hatten sich mächtig zusammengebraut, und bedingungslose Schwärze lag über der Stadt von San Sebastián, als María Pérez ihren rechten Zeigefinger in das Schlüsselloch des Kirchenportals wuchtete, so tief wie möglich, und zwar nicht in die größere, obere Hälfte, die genügend Raum gelassen hätte, sondern in die viel zu enge Stelle für den Bart des Schlüssels. Sie verglich den Schmerz später mit dem der Geburt. Sie versuchte, ihn sich von der Zunge zu beißen. Es gelang nicht. Sie sagte das Gebet auf, das Isabel ihr beigebracht hatte, es rann wie von selbst von ihren Lippen, laut sprach sie, den Finger tief ins kalte Eisenloch gebohrt, der *rechte* Finger, hatte Isabel gesagt, damit es ein Junge wird. María erbrach eine Winzigkeit Galle. Das Schlimmste stand ihr noch bevor: Sie presste alles im Gesicht zusammen, was sie hatte, Lippen, Augen, Zähne, riss den Finger mit einem Ruck aus dem Loch und hatte das Gefühl, dass weit mehr als nur ihre Haut drin stecken blieb. Aber sie verlor weder Zeit noch Tränen, sondern lief zurück zum *Wal*. Ihr wurde schwarz vor Augen, sie fiel hin und griff mit der verletzten Hand in den Kot der Straße, raffte sich auf, wollte den Dreck abwischen, aber jede Berührung des Fingers war kaum auszuhalten. Sie kam nach Hause, nass und verschmutzt. Ihr Finger war ohne Haut und ohne die oberste Schicht Fleisch nur noch eine Masse fasriges Blut. Aber María Pérez war das egal, als ihr kurze Zeit später klar wurde, dass Schmerz und Aufwand sich gelohnt hatten.

Während der Schwangerschaft verhielt sich María vorbildlich. Man hatte ihr oft genug gesagt und sie wusste ganz genau, was für einen enormen Einfluss Gedanken, Wahrnehmung und Einbildungskraft einer Schwangeren auf das Kind hatten und wie schnell aus etwas flüchtig Gehörtem, Gesehe-

nem, aus einem inneren Bild, aus einer harmlosen Phantasie im Kopf eine schreckliche Wirklichkeit im Bauch werden konnte. Sie wandte sich sofort ab, wenn ihr auf der Straße eine Missgeburt begegnete oder ein Zwerg, ein Krüppel, ein schwärenbedeckter Bettler oder eine Hexe, denn ein solcher Anblick würde durch die Augen in ihren Geist und durch ihren Geist direkt zum Kind dringen und es verunstalten. Stattdessen verbrachte sie die meiste Zeit der Schwangerschaft ruhig und friedlich im Haus und betrachtete Bilder der Heiligen Familie. Sie starrte stundenlang auf das Jesuskind. Wenn sie dessen Makellosigkeit in sich aufsaugen könnte, dachte sie, würde ihr eigenes Kind dem angeschauten Vorbild folgen und sich zu einem Spiegelbild des Originals entwickeln, zu einem Abbild Gottes. Nach fünf Monaten verließ sie das Haus nur noch, um zur Messe zu gehen, doch auch hier presste sie, wenn der Priester sich die Stola umlegte, die Augen fest zusammen, weil sie wusste: Dieser Anblick führt dazu, dass sich die Nabelschnur um den Hals des Kindes wickelt und es erwürgt. María Pérez verbot sich, an die Gefahren der Geburt auch nur zu denken: Es gab werdende Mütter, die starben, weil sie unterernährt waren oder voll von rachitischen Verwachsungen. Es gab jede Menge Fehl- und Totgeburten oder Kinder, die verkehrt herum ans Licht wollten, mit den Füßen voran: Sie erstickten im Geburtskanal. Die toten Kinder wurden im Schnellverfahren getauft, da sie sonst dazu verdammt gewesen wären, auf ewig durch die Vorhölle zu wandern. Und die Wundärzte behaupteten nicht selten mitten im Geburtsvorgang, die Schwierigkeiten seien zu groß, brachen die Prozedur ab, schlitzen die Frau auf wie einen Mehlsack – die einzige Chance, wie sie sagten, um Kind und Frau noch zu retten –, ein Eingriff, der jedoch mit dem

Tod von beiden endete, und dann stopften sie das Kind dahin zurück, woraus es freiwillig nicht hatte schlüpfen wollen, in den gewaltsam gespaltenen Bauch der Frau, die man notdürftig zuschusterte und auf dem Leichenhof verscharrte.

Als María Pérez ihr erstes Kind zur Welt brachte, verlor sie nur ihren rechten Finger. Den hatte man monatelang zu heilen versucht, es aber nicht geschafft. Schließlich war er schwarz geworden, und der Arzt hatte empfohlen, den Finger während der Geburt abzunehmen, denn – hatte er doziert – Geburtsschmerz sei das beste Betäubungsmittel. Da standen also Marías Mutter, ihre Großmutter, eine Hebamme und jede Menge anderer Frauen am gewölbten Unterleib der Gebärenden, über den man einen Mariengürtel gelegt hatte, man ermunterte María Pérez, half ihr, richtete sie auf, hielt ihre Hand, wartete, packte schließlich zu und zog das Kind heraus, während der Wundarzt zeitgleich mit zweifelhaften chirurgischen Instrumenten Marías rechten Zeigefinger entfernte. Immerhin scheint Marías Tagebuch dem Arzt Recht zu geben: Denn erst als das Kind in ihren Händen lag, fiel ihr auf, dass diese Hände nur noch aus neun Fingern bestanden, und erst als sie das Kind wieder aus dem Arm gab, spürte sie den stechenden Schmerz des Fehlens. Das Kind war gesund, kein kleines Monstrum, man prüfte Hände, Augen und Gesicht, es schrie und strampelte, und der Vater schlug jede Menge Erleichterungskreuze. Außerdem war es ein Junge, den man Miguel nannte. Man schnitt die Nabelschnur nicht flach am Bauch ab, wie man es bei einem Mädchen getan hätte, sondern ließ einige Zoll Spielraum; und das blutige Wasser, mit dem das Kind gewaschen worden war, schüttete man nicht – wie bei einem Mädchen – in die symbolische Herdasche, damit es zu Hause bliebe, sondern kippte es auf



Markus Orths

Catalina
Roman

Taschenbuch, Broschur, 320 Seiten, 11,5 x 18,3 cm
ISBN: 978-3-442-46159-2

Goldmann

Erscheinungstermin: September 2006

San Sebastián, im April 1585: An einem strahlend blauen Tag wird Catalina als sechstes und letztes Kind in eine wohlhabende baskische Familie geboren. Untröstlich über die Abreise ihres älteren Bruders in die Neue Welt, flüchtet sich das Mädchen ins Klosterleben. Als sie mit sechzehn Jahren von dort ausreißt, ahnt keiner, dass in einer nächtlichen Verwandlung aus der frommen Catalina der gefürchtete Scherge Francisco Loyola wird, der sich auf den Weg macht nach West-Indien, um den geliebten Bruder zu suchen ...